

LUCY STEEDS

The Artist

Die Farben des Lichts

ROMAN

Aus dem Englischen von
Hella Reese

dtv

*Für meinen Vater, der mir die Liebe
zur Sprache vermittelt hat.
Und für meine Mutter, die mir beibrachte, weiter
zu gehen, als ich es mich getraut hätte.*

*Wir sehen nur das, was wir wirklich betrachten.
Ob wir etwas sehen wollen, liegt an uns.*

John Berger, *Ways of Seeing*

*Ich führe ihn in die Irre und sage ihm nicht die Wahrheit,
weil mir die Lüge es ermöglicht, durch die Gitterstäbe
des Gefängnisses hindurch zu tanzen.*

Celia Paul, *Self-Portrait*

London, 1957

Eine Frau. Ein Gemälde. Das Gefühl, einen alten Freund zu begrüßen.

Die Frau hat einen weiten Weg zurückgelegt, um hier zu stehen, in diesem fensterlosen Raum der National Gallery. Wie ein Fischschwarm bei ablaufendem Wasser strömt die Menge an ihr vorbei, Absätze klappern über das gebohnerte Parkett. Doch die Frau rührt sich nicht. Reglos steht sie da, aufrecht, einen zusammengelegten Regenmantel über dem Arm.

Ihr Blick ruht unverwandt auf dem Gemälde.

Eine großformatige Leinwand, gefasst in einen verzierten goldenen Rahmen. Lebhaftige Farben, dick aufgetragen wie Klebstoff. Würde sie die Hand ausstrecken, könnte sie mit einer Fingerspitze über die zerklüftete Oberfläche streichen. Aber sie tut es nicht.

Ihr Blick wandert zu dem Täfelchen an der Wand.

Édouard Tartuffe, 1859–1921

Le Festin (Das Festmahl), 1920

Öl auf Leinwand

Das Festmahl zeigt einen Tisch voller Speisen: einige halb verzehrt, andere bereits in Fäulnis übergegangen. Doch niemand ist zugegen. Die helle, leuchtende Farbpalette ist typisch für Tartuffe, und auf dem Gemälde kommt sein unverwechselbarer Pinselstrich zur Geltung, der ihm den Beinamen »Meister des Lichts« einbrachte. Besonders kunstfertig sind die Spiegelungen

in den Weingläsern und die Butterschliere auf einem silbernen Messer ausgeführt. Die Tafel ist für dreizehn Personen gedeckt, ein Detail, das manch einen zu der Annahme verleitet, es handle sich um eine Anspielung auf *Das letzte Abendmahl*. Das nicht verzehrte Festmahl kann aber auch als Sinnbild der Dekadenz nach dem Ersten Weltkrieg stehen oder als Symbol für plötzlich unterbrochene Lebenswege und vergeudetem Genuss. *Das Festmahl* ist das einzige Gemälde, das den Brand, der 1920 Tartuffes Atelier zerstörte, unversehrt überstanden hat.

Ein Lächeln huscht über das Gesicht der Frau. An den Brand erinnert sie sich. Sie erinnert sich daran, wie sich die aufgestapelten Gemälde inmitten der tanzenden bernsteinfarbenen Flammen verzogen. Sie erinnert sich an den beißenden Geruch nach Rauch und schmelzendem Firnis. An die Wand aus Hitze. An verdampfende Farbe.

Und auch an dieses Gemälde erinnert sie sich. Daran, wie *Das Festmahl* in der Mitte rissig wurde, wie die Flammen an seinen Rändern hochschlugen. An die orangefarbenen Zungen, die an der Leinwand leckten, bis Weingläser, Melonenhälften und Schinkenstreifen nur noch trockene schwarze Schnörkel auf dem Atelierboden waren. Sie erinnert sich daran, wie das Feuer *Das Festmahl* ganz und gar verschlang.

Doch vor allem erinnert sie sich daran, wie sie das Feuer gelegt hat.

I

DER MALER

JOSEPH

Saint-Auguste-de-Provence, 1920

Ein Fremder kommt in den Ort. Er geht eine staubige Straße entlang, Lavendelfelder auf der einen Seite, ein friedlich dahinströmender Fluss auf der anderen. Die Sonne brennt ihm auf den unbedeckten Kopf, und er trägt nichts bei sich außer einem abgewetzten Rucksack, der über einer Schulter hängt. Er ist jung, kaum zwanzig Jahre alt, und geht sehr aufrecht, wie ein Balletttänzer oder ein Soldat, der nie im Krieg war. Der Ort ist ein verschlafenes Nest im Süden Frankreichs. Der Fremde heißt Joseph Adelaide.

In der Hand hält er einen Brief umklammert. Immer wieder hat er ihn gelesen, dabei steht nur ein einziges Wort darin:

Venez.

Kommen Sie. Darunter die Unterschrift von jemandem, dem Joseph noch nie begegnet ist. Der Name ist ihm dennoch vertraut. Meistens stößt man in den Ecken von Gemälden auf ihn, hingekrakelt auf Leinwände, die in goldenen Rahmen bei Sotheby's hängen oder in der Galerie Knoedler. Auch in der National Gallery prangt er in einer Ecke von Josephs Lieblingsbild: *Badende in Arles*. Und nun steht er unter diesem Brief.

Joseph hatte gezögert, seine Anfrage überhaupt abzuschicken. Immer wieder hatte er das Schreiben überarbeitet, hatte dürftige Sätze

gestrichen und schwache Formulierungen verworfen. Entwurf war auf Entwurf gefolgt, bis ihm nach Monaten der Quälerei seine Schwester den Brief aus der Hand gerissen und eigenhändig zur Post gebracht hatte.

Monatelang hatte er nichts gehört. Joseph verdrängte jeden Gedanken an den Brief. Wie dumm war er gewesen, zu glauben, er würde eine Antwort erhalten. Überheblich gar. Jedes Mal, wenn er daran dachte, vergrub er das Gesicht in den Händen.

Doch dann ... das. Anfang Juni hatte ihn ein einzelner Bogen Papier erreicht.

Er hatte nicht auf den Absender blicken müssen, nicht auf die zahlreichen ausländischen Briefmarken oder die blaue Stempelfarbe der französischen Post, um zu wissen, von wem der Brief stammte. Noch am selben Vormittag hatte er seine Sachen zusammengepackt und ein Telegramm an seinen Verleger aufgegeben: Ja, es sei so weit. Ja, er habe eine Antwort erhalten, und ja, er werde sich auf den Weg machen. Wann er zurückkomme, wisse er nicht.

Joseph hatte gerade noch einen überfüllten Zug nach Charing Cross erwischt, war dann in einen Zug nach Dover umgestiegen und hatte sich bis zu einem Dampfschiff durchgefragt, das nach Calais übersetzte. Von dort fuhr er weiter nach Paris, wo er eine ungemütliche Nacht in einer heruntergekommenen Pension verbrachte. Am nächsten Tag bestieg er den Frühzug nach Avignon. Als er dort ankam, war es schon spät, zu spät jedenfalls, um die Reise fortzusetzen, und so nahm er sich in der Herberge am Bahnhof ein Zimmer. Am nächsten Morgen wanderte er über mit hellen Steinen gepflasterte Straßen, den Rucksack über die Schulter gehängt. Es gab keine Zugverbindung zu seinem nächsten Ziel, überhaupt keine öffentlichen Verkehrsmittel. Schließlich hielt er ein dahinrumpelndes Milchfuhrwerk an, das ihn bis nach Saint-Auguste mitnahm, wo er gerade eben am Straßenrand abgesetzt worden ist.

Er ist staubbedeckt und verschwitzt und geblendet vom heißen, hellen Licht der Mittelmeersonne.

Im Tabakladen des Dorfes hatte ihm eine Frau mit runzeligem Gesicht den Weg beschrieben: »Folgen Sie der verlassenen Straße immer rechts vom Fluss. Gehen Sie an der baufälligen Kirche vorbei bis zu einem Eselspfad, der links abzweigt. Wenn Sie die Höhlen erreichen, sind Sie schon zu weit – dann müssen Sie wieder ein Stück zurück. Folgen Sie dem Pfad, an einigen verfallenen Gebäuden vorbei, und wenn Sie sich gerade fragen, ob Sie sich verlaufen haben, werden Sie zu einem alten Bauernhaus kommen. Viel Glück.«

Nun steht Joseph da, blickt über die trockenen, in der Hitze flirrenden Felder und Bäume, die sich wie Rauchsäulen erheben. Er zerreibt einen Lavendelstängel zwischen Daumen und Zeigefinger, der würzige Duft bleibt an seiner Haut haften. Was mochte ihn am Ende dieses Pfades erwarten? Unbeholfen bewegt er sich in den viel zu großen Stiefeln seines Bruders und versucht sich auf das regelmäßige Ein und Aus seines Atems zu konzentrieren. In seinem Rucksack steckt ein Empfehlungsschreiben, ein Telegramm seines Verlegers, hastig an die Pension in Paris gesandt, in der Joseph sich schlaflos im Bett hin und her gewälzt hatte. Doch am allerwichtigsten ist der Brief mit dem hingekritzeltten Wort: *Venez*.

Er kommt an etwas vorbei, das wie ein Schafspferch aussieht. Dahinter erblickt er ein verfallenes Gebäude, vielleicht die Hütte eines Schafhirten, vielleicht ein Eislager. Er hat keine Ahnung vom Leben auf dem Land. Er ist an die horizontlosen Sichtachsen einer grauen Stadt gewöhnt, nicht an diese Weite, an klare Luft und butterweiches Licht. Er tritt in den gesprenkelten Schatten einiger Platanen, deren Rinde sich in der Sommerhitze bereits löst, sucht sich seinen Weg durch einen Hain aus knorrigen Olivenbäumen, und dann endlich sieht er es: ein niedriges, weitläufiges Bauernhaus aus mattgelbem Stein, das in der Nachmittagssonne golden schimmert. Das

Dach ist von Weinranken umwoben. Die Fenster sind klein, um die Glut des Tages draußenzuhalten.

Joseph atmet tief durch und geht zur Haustür, deren blaue Farbe hier und da abplatzt. Die Klinke ist mit braunem Rost überzogen. Er klopft.

Keine Reaktion.

Er klopft noch einmal, legt sein Ohr an die Tür.

Doch drinnen bleibt alles still.

»Hallo?«, ruft er unsicher mit spröder Stimme; aber das Einzige, was er hört, ist das eintönige Zirpen der Zikaden und sein gleichmäßig schlagendes Herz.

Er spürt einen Stich in der Magengegend. Irgendwie fühlt er sich fehl am Platz, zu blass, zu fremd, als dass er hier sein dürfte. Er nimmt die Brille ab und putzt sie mit einem Zipfel seines Hemdes. Vielleicht ist das ein Zeichen. Die leere Straße, das verlassene Haus: Vielleicht ist es eine Warnung. Vielleicht sollte er umkehren, den einsamen Pfad zurückeilen und mit eingezogenem Schwanz nach Hause zurückkehren.

Sonderbar, aber ihm ist, als würde er beobachtet.

Er tritt zurück, beschirmt seine Augen mit der Hand und lässt den Blick über die im Dunst liegende Landschaft schweifen. Sonnenlicht strahlt von den gelben Feldern. An den dunklen Olivenbäumen, deren arthritisch verkrümmtem Astwerk zarter Duft entsteht, haftet Staub. Obwohl er noch nie hier war, kennt er dieses Fleckchen Erde gut. Er kennt es von Zeichnungen und Gemälden: Heuballen und Weizenfelder, sich dahinschlängelnde grünlich schimmernde Flüsse, purpurne Abenddämmerung über fernen Hügeln.

Er rückt seinen Rucksack zurecht, geht ums Haus und stolpert über einen herabgefallenen Dachziegel. Überall liegen Steine verstreut, als wollte das Haus im Erdboden versinken. Sonnengebleichtes Gras reicht bis an die Mauern, doch Joseph bemerkt Trampelpfade, die sich

hierhin und dorthin winden. Eine Schubkarre rostet in der Sonne vor sich hin, doch sie ist mit frisch geschnittenen Blumen gefüllt.

Hier ist jemand.

Joseph geht weiter und gelangt zu einer Steinterrasse, die in ein langes, sanft abfallendes Feld übergeht. Am unteren Ende erblickt er ein Wäldchen und zwischen grünem Gebüsch erahnt er den dunkel dahinströmenden Fluss.

Als er die Terrasse betritt, kommt sein Herz aus dem Takt. Dort sitzt ein Mann, zurückgelehnt in einem alten Korbsessel. In der einen Hand hält er eine Zigarre, den Zeigefinger der anderen taucht er in ein Glas Honig. Joseph beobachtet ihn, wie er den Finger aus dem Honig herauszieht und daran lutscht, bevor er ihn wieder eintaucht. Dann nimmt er einen langen Zug von der Zigarre.

Dies also ist der Mann, für den Joseph meilenweit gereist ist. Der Mann, der auf seinen Brief nur mit einem knappen Befehl geantwortet hat. Der Meister. Édouard Tartuffe.

Dumpf kommt Josephs Rucksack auf dem Boden auf. Tartuffe blickt hoch. Er ist etwa sechzig Jahre alt, kräftig gebaut, mit einem runden Gesicht und einer fülligen Mitte. Sein buschiger grauer Vollbart ergießt sich förmlich über seine Brust, als hätte er ihn darauf verschüttet. Ein Auge ist milchig. Mit dem anderen scheint er noch ziemlich scharf zu sehen, doch das Auge, das er nun auf Joseph richtet, wirkt trüb und geisterhaft.

Er zieht seinen Finger aus dem Honig.

»Wer sind Sie?«, fragt er auf Französisch. Seine Stimme klingt rau und belegt.

Joseph tritt vor, hebt den Rucksack auf und tastet darin nach dem Empfehlungsschreiben seines Verlegers.

»Mein Name ist Joseph Adelaide«, sagt er hastig, während er das Papier hervorzieht. »Ich bin Journalist. Vor einigen Monaten habe ich Ihnen geschrieben, und Sie erwiesen mir die Freundlichkeit einer

Antwort.« Joseph spricht gutes Französisch, doch es fühlt sich für ihn noch fremd an, als trüge er die Kleidung eines anderen Mannes. »Sie haben mich eingeladen, hierherzukommen.« Er hält Tartuffe das Telegramm hin. »Sie haben mich eingeladen ... und da bin ich nun.«

Der alte Mann lutscht den Honig von seinem Finger und starrt Joseph aus ungleichen Augen an. Er trägt einen locker sitzenden Kittel, fleckig wie die Schürze eines Metzgers. Seine Finger sind voller Farbe. Mit einem Ächzen streckt er die Hand aus. Zögernd geht Joseph auf ihn zu und reicht ihm das Telegramm.

Tartuffe blinzelt. Dann runzelt er die Stirn.

»Das kann ich nicht lesen«, sagt er barsch und wirft das Blatt auf den Boden.

Joseph starrt ihn bestürzt an. Dann begreift er: Das Telegramm ist auf Englisch.

»Es ... es tut mir leid«, stammelt er. In seinen Achselhöhlen sammelt sich warmer, säuerlicher Schweiß. »Das ist ein Schreiben meines Verlegers. Er dankt Ihnen dafür, dass Sie mich empfangen. Dafür, dass Sie mir gestattet haben, hierherzukommen.« Er bückt sich, hebt das verknitterte Telegramm wieder auf. »Ich bin hier, um einen Artikel über Sie zu schreiben.«

Tartuffe lässt nicht erkennen, dass er sich erinnert, also unternimmt Joseph unbeholfen einen neuen Anlauf.

»Ich bin hergekommen, um ... ein Porträt über Sie zu schreiben. Hier ...«

Er zieht ein weiteres Papier aus dem Rucksack und hält es Tartuffe hin. Dieser nimmt es argwöhnisch entgegen. Es ist der Brief, der in Tartuffes eigener Handschrift nur ein einziges Wort enthält: *Venez*.

Wieder runzelt Tartuffe die Stirn. Seine klebrige Hand zittert, während er Vorder- und Rückseite des Blattes betrachtet. Dann blickt er Joseph an.

»Ich habe keine Ahnung, was das sein soll.«

Joseph blinzelt verwirrt.

»Aber ... Sie haben den Brief doch selbst geschrieben.«

Plötzlich ist es, als wäre eine Ader geplatzt. Als wäre ein Damm gebrochen und als könne die Geduld des alten Mannes nicht einen Moment länger strapaziert werden.

»Ich habe keine Zeit, Briefe zu schreiben!«, bellt er und fuchtel wild mit seiner Zigarre. »Ich habe keine Ahnung, was das hier ist. Sylvette!«, brüllt er. »Sylvette!« Er ist erregt, fährt in seinem Stuhl herum und ruft mit dröhnender Stimme über die Schulter: »Sylvette! An einem Dienstag dürfen keine fremden Männer in mein Haus kommen! Man darf mich nicht stören, wenn ich arbeite!«

Joseph weicht einen Schritt zurück und stolpert über seinen Rucksack. Genau davor hatte man ihn gewarnt. Er kennt die Geschichten, die man sich erzählt. Die Frau im Tabakladen hatte große Augen gemacht, als sie hörte, wohin er wollte. Sie hatte ihn sogar gebeten, den Namen zu wiederholen, als wolle sie ihm die Gelegenheit geben, mit einer anderen Antwort aufzuwarten. Er hatte erneut »Tartuffe« gesagt. Daraufhin hatte sie die Lippen zusammengepresst und, während sie ihm den Weg beschrieb, warnend den Kopf geschüttelt, als wolle sie ihm bedeuten: *Schlafende Hunde soll man nicht wecken.*

Josephs Verleger hatte Tartuffe einen Einsiedler genannt. In Künstlerkreisen machte ein anderes Wort die Runde: »Menschenfeind«. Man raunte von »Eremit« und sogar von »Tyrann«. Aber eben auch von »Genie«. Denn dieser Mann hier konnte aus dem Nichts Schönheit erschaffen. Dieser Künstler hatte mit van Gogh zu Mittag gegessen und mit Cézanne diskutiert. Er hatte die Grenzen der Farben, ja des Lichts selbst neu definiert. Daher war Joseph darauf gefasst, sich Giftpfeilen auszusetzen, Tiraden und Donnerwettern, Zornesausbrüchen und heftigen Stimmungsschwankungen. All dem würde er sich stellen, nur um den Mann kennenzulernen, der jetzt hier vor ihm saß. Den Mann, der ihn die Welt auf neue Art und Weise hatte sehen lassen.

»Sylvette!«, belfert Tartuffe erneut. »Sylvette!«

Und plötzlich steht da eine junge Frau. Sie ist am anderen Ende der Terrasse aufgetaucht und trocknet ihre Hände an einer dünnen Baumwollschürze ab.

»Meine Nichte«, stellt Tartuffe sie brummelnd vor, sieht sie dabei aber nicht an. Die Frau hat große braune Augen und ihre Haut ist mit Sommersprossen übersät. Ihr Haar ist modisch kurz geschnitten, doch bei ihr wirkt es eher praktisch als schick. Tartuffe reicht ihr das Schreiben über die Schulter. »Erklär du es mir.«

Sylvette löst das Papier aus seinen klebrigen Fingern und betrachtet es prüfend. Ihr Gesicht wirkt mädchenhaft, doch ihre Hände sind rau und von harter Arbeit gezeichnet. In der Nachmittagssonne schimmert ihr braunes Haar kupferfarben. Hinter ein Ohr hat sie eine dünne Zigarette geklemmt.

Während Sylvette das einzige Wort liest, das auf dem Blatt Papier steht, wird Joseph in der langen, heißen Stille ganz kribbelig. Dann schaut sie auf und sagt nur: »Das hier ist dein *Junger Mann mit Orange*.«

Joseph blickt von Sylvette zu Tartuffe. Er muss ihre Worte missverstanden oder falsch übersetzt haben. Der alte Mann hingegen lässt keinerlei Verwirrung erkennen. Stattdessen mustert er Joseph, als sähe er ihn zum ersten Mal. Er steht auf, wischt sich den Finger an der Hose ab und geht um ihn herum. Taxiert ihn, legt einen Daumen unter Josephs Kinn und dreht seinen Kopf hierhin und dorthin.

»Ettie, bring mir eine Orange«, sagt er, ohne den Blick von Josephs Gesicht zu lösen.

Sylvette verschwindet im Haus. Einen Augenblick später kehrt sie mit einer kleinen, wächsern wirkenden Orange zurück.

Tartuffe nimmt die Frucht und hält sie an Josephs Wange, als wolle er prüfen, wie sich die Farbe neben dem blassen englischen Gesicht macht.

»Ja«, murmelt er. »Ja.«

Er legt die Orange in Josephs Handfläche und tritt einen Schritt zurück, betrachtet das Bild, das sich ihm bietet: der staubbedeckte, erschöpfte Reisende und die intensiv leuchtende Frucht. Langsam neigt er sich vor und nimmt Joseph behutsam die Brille ab. Er fixiert ihn eine Weile, dann setzt er sie ihm wieder auf die Nase.

»Also gut.« Er wischt sich die Hände an einem Zipfel seines Kittels ab. »Also gut. Hören Sie mir jetzt ganz genau zu, Monsieur Adelaide«, sagt er, während er sich wieder in den Korbsessel setzt. »Ihre Arbeit interessiert mich nicht. Ich möchte nicht zum Thema irgendeines Artikels werden. Ich gebe keine Interviews. Es ist mir völlig gleichgültig, was Sie schreiben.« Er beugt sich vor. »Aber ich brauche ein Modell.«

Das Zirpen der Zikaden wird leiser. Die Ahnung eines Windhauchs streift die Terrasse und löst sich gleich wieder in Luft auf.

»Ein Modell?«, fragt Joseph und hört selbst, wie heiser seine Stimme klingt.

»Können Sie vollkommen unbeweglich bleiben?«, fragt Tartuffe eindringlich. »Können Sie absolute Ruhe bewahren? Versprechen, mich nicht zu unterbrechen, nichts anzufassen, mich in keiner Weise abzulenken? Können Sie ein schattenhaftes Dasein führen, außer wenn ich Sie als *Jungen Mann mit Orange* brauche?«

Josephs Mund ist trocken wie Pergament. Er spürt die Anspannung im ganzen Körper. So hat er es sich nicht vorgestellt. Er hat seinem Verleger ein Interview versprochen. Er hat sein ganzes Geld zusammengekratzt, hat seinem Vater die Tür vor der Nase zugeschlagen. Er ist tagelang gereist, durch Staub und Dunst und Hitze, um hierherzukommen und einen Artikel zu schreiben, wie ihn noch niemand vor ihm geschrieben hat.

»Ich ... ich bin kein Modell«, sagt er. »Ich bin hier, um über Sie zu schreiben. Um ...«

»Wenn Sie mir nicht Modell sitzen«, unterbricht Tartuffe ihn scharf, »können Sie auf der Stelle umdrehen und gehen.« Er zieht an

seiner Zigarre. »Aber wenn Sie mir Modell sitzen und ich Sie malen darf ... dann dürfen Sie bleiben. Und schreiben, was Sie wollen. Mir ist das egal. Ich werde es ohnehin nicht lesen. Sie müssen nur still sitzen und den Mund halten. Können Sie das?«

Joseph beobachtet, wie die Spitze der Zigarre aufglüht und wieder verglimmt. Er ist hin- und hergerissen. Er ist kein Modell, keine Muse. Dafür ist er viel zu befangen. Andererseits ... nun ist er schon einmal hier. Er steht vor dem größten Maler der Epoche. Seit vielen Jahren ist niemand Tartuffe so nahegekommen wie er in diesem Moment.

Seine Antwort wird den Ausschlag geben, das spürt Joseph genau. In der einen Waagschale liegt das Eingeständnis: *Herzukommen war ein Fehler*. Er würde sich zügig nach Hause trollen, sich bei seinem Vater entschuldigen und seinem Verleger eine Mitteilung schicken, in der er seinen Irrtum erklärt. Einmal mehr gescheitert. Und in der anderen Waagschale ... eine vage, verheißungsvolle Gelegenheit. Die Chance, in diese marmornen Augen zu blicken und den Menschen dahinter zu enträtseln. Sich einen Weg in die Gedankenwelt dieses sagenumwobenen, geheimnisvollen Malers zu bahnen.

Joseph begegnet Tartuffes Blick. Er strafft die Schultern und sagt mit einer Stimme, die aus den Tiefen seiner Brust zu kommen scheint: »Ja. Das kann ich.«

»Gut.« Tartuffe klatscht in die Hände, und in seinem Bart lässt sich ein Schmunzeln erahnen. »Dann können Sie bleiben, bis ich das Gemälde fertiggestellt habe. Sobald ich fertig bin, verschwinden Sie.«

»Verstanden.« Joseph nickt. »Ja, gut, danke.«

Aber Tartuffe winkt bloß ab und wendet sich bereits seiner Nichte zu.

»Ettie«, sagt er. »Kümmere dich um einen Schlafplatz für den Jungen.«

Der Handel ist besiegelt. Die Weichen sind gestellt.

Es geht über eine Wendeltreppe nach oben, dann quer über einen spärlich beleuchteten Treppenabsatz und unter niedrigen Balken hindurch bis zur einzigen Tür. Ettie drückt sie mit der Schulter auf und tritt zurück.

Die kleine Kammer duckt sich unter der Dachtraufe, wo sich die Hitze des Tages gestaut hat. Bedächtig setzt Joseph seinen Rucksack ab. Während sich seine Augen an das Halbdunkel gewöhnen, bemerkt er in einer Ecke etliche Porzellanvasen. Er entdeckt ein Schmetterlingsnetz, eine kaputte Trommel, eine verrostete Heugabel. Teekannen aus Metall, aufgerollte Seile, einen alten Vogelkäfig. Einen völlig vertrockneten Blumenstrauß, brüchig und verblichen, das schattenhafte Echo eines einstigen Stillebens. An einer Wand lehnen leere Bilderrahmen, zwei Rollen Leinwand liegen herum ... Die Kammer ist nicht mit Möbeln, sondern mit Relikten vollgestellt und strahlt pure Vernachlässigung aus – als hätte man hier einfach alles abgeladen, was nicht mehr gebraucht wurde.

Joseph tritt ein. Seine Stiefel hat er unten in der Diele gelassen. Der Boden fühlt sich körnig an unter seinen bloßen Füßen. Die Holzbretter sind vor Staub ganz pelzig. In einer Ecke befindet sich ein kleines Fenster, rund wie ein Bullauge. Mit eingezogenem Kopf geht er quer durch die Kammer, um nicht an die niedrige Decke zu stoßen. Durch die Scheibe kann er das sanft abfallende Feld hinter dem Haus erkennen, und in der Ferne schimmert der Fluss schwarz glänzend im Abendlicht. Er versucht, das Fenster zu öffnen, aber der Griff ist übermalt worden und somit versiegelt.

Joseph dreht sich um und lächelt Ettie zaghaft zu. Sie steht stumm auf der Schwelle, die Hände auf dem Rücken, und verfolgt jede seiner Bewegungen.

»Das ist sehr freundlich von Ihnen«, sagt er. »Danke.«

Sie erwidert nichts.

Ein Bett mit Eisengestell steht an der Wand. Die Matratze wirkt

klumpig, das Bettzeug war wohl einmal weiß, jetzt ist es eher gelblich. Dies ist nicht das Haus eines Mannes, der gern Gäste empfängt. An weiterem Mobiliar gibt es nur noch einen Tisch, halb verborgen unter Stapeln von Tellern, und einen großen ovalen Spiegel.

»Das ... aber das ist ja der Spiegel aus *Leeres Zimmer!*«, ruft Joseph aus. »Der aus dem Gemälde, ich erkenne ihn wieder!«

Ettie sieht ihn ausdruckslos an.

Begeistert eilt Joseph zu dem Spiegel und streicht mit der Hand an-dächtig über den Holzrahmen. Das Gemälde hat er zum ersten Mal in einer Ausgabe des *Burlington Magazine* gesehen. Es war nur eine minderwertige Halbton-Reproduktion gewesen, aber selbst in dem kriseligen Schwarz-Weiß hatte es ihn in seinen Bann gezogen. Es zeigt ein im Halbdunkel liegendes Schlafzimmer: die Ecke einer Matratze, zerwühlte Laken, einen ovalen Spiegel – in dem sich dann alles Un-sichtbare enthüllt: ein ungemachtes Bett, ein goldener Ehering auf einer Frisierkommode, ein offenes Fenster mit Vorhängen, die sich sacht nach außen auf ein Feld mit Mohnblumen blähen.

Als das Gemälde im Jahr zuvor bei der Sommerausstellung der Royal Academy einen Ehrenplatz erhalten hatte, war Joseph voller Erwartung hingeeilt. Er hatte Größe und Maßstab des Gemäldes bestaunt, die lebendige Pinselführung und die blutrote Gischt der Mohnblumen. Er hatte sich so dicht davorgestellt, dass seine Nase fast die Leinwand berührte, es dann aus einiger Entfernung betrachtet und sich dem Gemälde schließlich von der Seite genähert, als könnte er dadurch sein Gehirn austricksen und so tun, als sähe er es zum ersten Mal. Mit offenem Mund hatte er dagestanden, gebannt von der Textur, dem Licht und dem, was der Spiegel zurückwarf, das so viel stärker zu leuchten schien als die Wirklichkeit außenherum.

Joseph hatte sofort gewusst, dass er vor einem Meisterwerk stand. Es war das erste bedeutende Gemälde über den Krieg, der kürzlich den Kontinent auseinandergerissen hatte. Dieses Bild war ein Kriegs-

gemälde aus der Perspektive eines Menschen, der zurückgelassen worden war. Durch das geöffnete Fenster bot es einen Blick auf die Zerstörung – im hellen Widerschein eines Spiegels, in der Leere eines Eherings. Es war umwerfend. Überwältigend. Noch nie zuvor hatte er so etwas gesehen.

Joseph dreht sich um, um Ettie von seinen Eindrücken zu erzählen – doch sie ist bereits gegangen.

Am Abend essen sie auf der Terrasse unter der knarrenden Pergola, behangen mit üppigen Trauben. Ettie hat den langen Holztisch gedeckt: Teller mit Tomaten und Artischocken, ordentlich aufgereihtem, zartem weißen Spargel, dazu ein Korb mit knusprigem Brot. Den Wein hat sie in kleine, grün schimmernde Trinkgläser gegossen.

»Also, Joseph«, sagt Tartuffe, während er sich mit den Fingern eine Spargelstange schnappt. »Erzählen Sie mir etwas über Ihre Ausbildung.«

Joseph fühlt sich geschmeichelt durch diesen Lichtstrahl an Aufmerksamkeit, der von dem ihm zugewandten milchigen Auge wie von einem Suchscheinwerfer ausgeht.

»Meine Ausbildung, Monsieur Tartuffe?«

»Wie sind Sie zur Kunst gekommen? Was ist Ihr Hintergrund?«

Als Tartuffe an der in Essig eingelegten Spargelstange saugt, entsteht ein schmatzendes Geräusch.

Joseph rutscht auf seinem Stuhl herum.

»Ich ... ich habe ein Jahr lang die Kunstschule besucht«, sagt er schüchtern. »Die Slade in London.«

Als Reaktion ist nur ein Knurren zu hören.

»Ich habe Grundkenntnisse«, fährt Joseph fort. »Ich kann eine Figur skizzieren und Farben mischen. Ich kenne mich mit Perspektiven aus und weiß, wie man ein Bild aufbaut. Ich kann mit Pastellstiften, mit

Ölfarbe und Kreide umgehen. Ich kann ... Nun, das ist es im Grunde. Nach einem Jahr habe ich die Kunstschule verlassen.« Hastig nimmt er einen Schluck Wein. »Das ... für mich war das letztlich nichts.« Dass er sein Ausscheiden aus der renommierten Lehranstalt derart bemäntelt, versetzt ihm einen Stich. »Stattdessen schreibe ich jetzt über Kunst und versuche, mir damit einen Namen zu machen.«

Tartuffe trinkt schlürfend seinen Wein. Einige Tropfen verfangen sich in seinem Bart und glitzern wie Juwelen.

»Vor Kurzem habe ich einen Artikel über Schieles Radierungen verfasst – vielleicht haben Sie ihn gelesen?«, versucht Joseph es unsicher von Neuem. Er weiß nicht, warum er es als Frage formuliert. Als würde er die Anerkennung des alten Mannes suchen, nach seiner Bestätigung heischen: *Ah ja, Sie waren das! Gut gemacht!*

Doch Tartuffe knurrt bloß. Mit seinen kantigen Zähnen schrappt er das Fleisch von einem Artischockenblatt.

»Lesen Sie *The Inkling?*«, fragt Joseph. »Das ist die Zeitschrift, für die ich in London arbeite. Wurde erst im letzten Jahr gegründet. Harry, der Verleger, war früher bei ...«

»Halt!«

Die Bewegung kommt so abrupt, dass Joseph den Brotkorb umstößt. Tartuffe ist hat sich erhoben, lehnt sich schwer über den Tisch und deutet auf Etties Teller.

»Her damit!«, blafft er.

Stumm schiebt Ettie ihm ihren Teller hin. Aus einem Häufchen Tomaten sickert der Saft in ein halb gegessenes Stück Brot. Tartuffe entreißt ihr den Teller und stiefelt nach drinnen. Kurz darauf schlägt die Haustür zu.

»Hat er ... hat er das Haus verlassen?«, fragt Joseph.

Ettie sieht ihn an, antwortet jedoch nicht. Eine unangenehme Stille hängt in der Luft. Sie blickt auf den Tisch, wo eben noch ihr Abendessen gestanden hat.

Kurz darauf taucht Tartuffe wieder auf. Er setzt sich hin und stopft sich seine Serviette in den Kragen.

»Ich fertige gerade einige Studien an«, erklärt er, während er ein paar Blätter von einer Artischocke zupft. »Studien von Essen. Wie es auf Tellern angerichtet ist ... Essen, das gerade verzehrt wird. Die Farben und Formen auf Etties Teller waren gerade ... ihre Textur ...« Er saugt an einem dunkelvioletten Blatt. »Ich brauchte ihn.«

Joseph nickt und blickt zu Ettie hinüber. Sie starrt in die Dunkelheit, wo nichts zu erkennen ist, sieht ihn nicht an, nimmt sich nichts mehr nach.

»So.« Tartuffe trinkt noch einen Schluck Wein. »Dann erzählen Sie mal. Wie kommt es, dass Sie so gut Französisch sprechen? Von einem Engländer hätte ich das nicht erwartet.«

Bis jetzt hat Joseph noch keinen Bissen gegessen. Er fürchtet sich zu sehr davor, den Mund voll zu haben, wenn Tartuffe ihn etwas fragt. Nun beugt er sich vor. Er hat die Hände unter die Oberschenkel geschoben und blickt konzentriert auf seine Gabel.

»Ich habe als Kind Französisch gelernt«, sagt er. »Mein Vater ist Engländer, aber meine Mutter kam aus der Schweiz.«

»Wie traurig«, sagt jemand sanft.

Joseph blickt auf. Die Stimme gehört Ettie. Forschend sieht sie ihn aus großen Augen an, ihr Gesicht ist im Mondlicht ganz bleich. Einen Moment lang herrscht Stille, dann bricht Tartuffe in Lachen aus.

»Wie traurig ... dass sie eine Schweizerin ist!«, gluckst er. Aus seinen Augenwinkeln perlen Tränen, er schlägt mit der Faust auf den Tisch. »Ich wäre auch traurig, wenn ich einSchweizer wäre! Ha!« Er stößt ein heiseres Lachen aus.

»Nein, nein«, sagt Ettie hastig, ihre Wangen röten sich. »Sie sagten, sie kam aus der Schweiz. Sie *kam*.« Sie blickt Joseph flehentlich an. »Es tut mir so leid, dass sie tot ist.«

Das Gespräch stockt. Ohne nachzudenken, ganz instinktiv, hatte

Joseph gesagt: *kam*. Und damit hat sich der Tod seiner Mutter an den Tisch gesellt, hat wie ein ungebetener Gast Platz genommen und sich vorgeneigt, als wollte er sagen: *Da bin ich. Warum nimmst du mich nicht zur Kenntnis?*

Joseph räuspert sich und greift nach einem Stück Brot, nur damit seine Finger beschäftigt sind.

»Sie ist an der Spanischen Grippe gestorben«, sagt er. »Das ist jetzt zwei Jahre her.«

Sein Vater hatte ihm die Nachricht überbracht. Er hatte sie zusammen mit der Abendzeitung und einem Brief von der Front nach Hause geschleppt. Zuerst hatte Joseph gedacht, es ginge um seinen Bruder, der weit entfernt in einem belgischen Schützengraben stationiert war, dass eine Nachricht von ihm diesen Schatten über das Gesicht seines Vaters geworfen hatte. Ja, eine Nachricht aus dem Krieg musste die schwarze Wolke heraufbeschworen haben, die seinem Vater ins Haus gefolgt war und den Schirmständer umgestoßen hatte. Die die Tür seines Arbeitszimmers zugeknallt und den Dekanter mit Portwein zertrümmert hatte.

Aber es ging nicht um Rupert. Der Brief von der Front enthielt keine schockierenden Neuigkeiten, ebenso wenig wie die Abendzeitung, die im Flur auf den Boden geschleudert worden war. Nein, ein Telegramm aus dem Krankenhaus hatte mit einer einzigen Zeile den Tod in ihr Haus gebracht. Das Leben von Josephs Mutter war so plötzlich erloschen wie eine Kerze, die ohne Vorwarnung ausgeblasen wird. Gerade noch leuchtend ... und im nächsten Moment schon nicht mehr. Sie war fort.

Die Grippe hatte sie ihnen binnen drei Tagen genommen. Sie hatte als Freiwillige im örtlichen Krankenhaus gearbeitet, und so war es ein Leichtes gewesen, sie gleich bei den übrigen Kranken auf der Station zu behalten: bei den Hustenden, den Spuckenden, den Fiebernden. Man hatte Joseph nicht gestattet, sie zu besu-

chen, aber er war überzeugt, dass es ihr bald wieder besser gehen würde. Sie war stets kerngesund gewesen, hatte Masern, Mumps und Scharlach überstanden. Diese Frau war im Sommer in den Alpen die Berge hochgewandert, hatte lange Fußmärsche ohne Mantel unternommen. Im Park hatte sie Banner der Suffragetten an den Bäumen befestigt und war sogar einmal verhaftet worden, weil sie den Helm eines Polizisten gestohlen hatte. Sie war voller Leben. Sie würde wieder nach Hause kommen. Natürlich würde sie das.

Das Telegramm aus dem Krankenhaus enthielt lediglich Datum und Zeitpunkt ihres Todes sowie einen Hinweis auf den Umstand, dass ihre Lunge sich mit Flüssigkeit gefüllt hatte und sie aller Wahrscheinlichkeit nach erstickt war. Mit diesen knappen Worten war Josephs Welt dunkler und befremdlicher geworden als je zuvor.

Der Tod seiner Mutter lehnt sich zurück und blickt sich auf dem von Kerzen erhellten Tisch um. *Nur zu*, scheint er zu sagen. *Lasst es euch schmecken*.

Tartuffe schnäuzt sich in eine Serviette. Er hat seinen Stuhl zurückgeschoben und den Blick irgendwohin in die Ferne gerichtet. Die Nacht ist tintenschwarz. Glühwürmchen schwärmen über das Feld, verteilen sich und formieren sich neu, wie ein Netz aus Sternen.

Joseph steht auf. Mit einem Mal fühlt er sich ausgelaugt, erschöpft von der Reise und der Anspannung, die seine Muskeln seit seiner Ankunft verknotet hat.

»Danke für das Abendessen«, sagt er und verbeugt sich unbeholfen vor Tartuffe. »Und für Ihre Gastfreundschaft, Monsieur. Bis morgen früh.«

Tartuffe macht eine Handbewegung in seine Richtung, sieht ihn aber nicht an.

»Schluss mit dem ›Monsieur‹-Gesumse«, grummelt er. »In meinem Haus bin ich Tata.«

ETTIE

Seltsam, wieder jemanden im Haus zu haben. Seltsam, dass ein zusätzlicher Stuhl am Tisch steht. Dass ein weiteres Herz sacht in einem der Betten schlägt.

Seltsam, seltsam, seltsam – nach all dieser Zeit.

Ettie geht durch die unbeleuchteten Korridore und lässt ihre Hände über die rau verputzten Wände gleiten. Sie wandert von Zimmer zu Zimmer, räumt hier Pinsel beiseite, steckt dort herumliegende Korken zurück in Weinflaschen. Dann tritt sie durch die Hintertür und reißt ein Streichholz an. Entzündet eine Zigarette.

Es ist seltsam, dass es wieder jemanden gibt, der sie ansieht.

Sie ist es gewohnt, flink wie eine Elritze in die Zimmer hinein- und hinauszuschlüpfen. Kaum wahrgenommen, ist sie auch schon wieder verschwunden. In einem Augenblick ist sie da, im nächsten fort.

So mag sie es.

Aber heute Abend beim Essen hatte dieser Joseph sie angesehen, hatte *sie* mit seinem Blick gemeint. Nicht das, was sie in den Händen hielt oder sich hinter ihr befand. Nein, er hatte *sie* angesehen, und er hatte ihr eine Frage gestellt.

Sie inhaliert den Rauch, bläst ihn wieder aus. Eine dünne Schwade entströmt in die Nacht.

Ettie hat gelernt, geduldig zu sein. Sie hat ihr Leben mit Warten verbracht, sich immer gerade eben außer Sichtweite gehalten. Und so wird sie auch jetzt warten, wie sich diese Geschichte entwickelt.

Und sehen, was passiert.

JOSEPH

Édouard Tartuffe ist ein Einsiedler. Einst der am meisten umjubelte Maler seiner Zeit, hat sich der Liebling der Pariser Kunstszene seit gut dreißig Jahren nicht mehr außerhalb seines Hauses blicken lassen. Auf dem Höhepunkt seines Ruhms verbannte Tartuffe sich selbst in den Süden Frankreichs – und ist dortgeblieben. Ohne Vorwarnung, ohne jede Erklärung. Heute kennt man ihn nur noch durch die Gemälde, die Jahr für Jahr aus seinem Bauernhaus in der Provence ihren Weg in die Öffentlichkeit finden: ein stetiger Strom von Werken, die unangekündigt und ohne jegliches Brimborium auftauchen. Es gibt keine Ausstellungen, keine öffentlichen Auftritte, keine Interviews und kein Wort zu der unbeantworteten Frage: Warum hat einer der größten Maler unserer Zeit der Welt den Rücken gekehrt?

Nachdem er bei Cézanne in die Lehre gegangen war, hatte Tartuffe seinen Meister bald überflügelt und präsentierte bereits im Alter von neunzehn Jahren seine erste Einzelausstellung. Sein Genie, gepaart mit der formalen Schulung an der Académie des Beaux-Arts in Paris, brachte einige der größten Experimente in der Malerei der letzten fünfzig Jahre hervor. Tartuffe war einer der maßgeblichen Verfechter der Technik, die Farben direkt auf der Leinwand statt erst auf der Palette zu mischen. Sein Stil ist unverwechselbar, man erkennt ihn sofort an seinem kräftigen Pinselstrich und den dick aufgetragenen Farbschichten. Man hat diesen Stil explosiv genannt, brutal sogar. Doch Tartuffes wahre Kunst liegt in seinem instinktiven Gespür für Farbe. Seine Gemälde sind lichtdurchflutet, und obwohl

seine Motive düster sind, so ist die Ausführung doch voller Leuchtkraft.

Vertreter verschiedenster Strömungen haben versucht, Tartuffe für sich zu vereinnahmen. Aber er hat sich nie einer Schule oder Stilrichtung angeschlossen. Tartuffe ist ein Freigeist. Sein Werk ist experimentell und trotz jedem Versuch der Vereinnahmung, sei es durch Impressionismus, Fauvismus, Kubismus oder sonstige »-ismen«. Doch während sich seine Gemälde jeglicher Kategorisierung entziehen, sind sich die Kritiker in einem Punkt einig: Édouard Tartuffe ist ein Pionier in jedem Sinne des Wortes. Er ist der Meister des Lichts ...

Beim letzten Satz hält Joseph inne, dann streicht er ihn durch. Es ist ein wenig zu viel des Guten, jemanden zum »Meister des Lichts« zu erklären. Er muss einen kühlen Kopf bewahren. Objektiv bleiben.

Er ist früh aufgestanden, geweckt vom Gezirpe der Zikaden im Feld unter seinem Fenster. Nun sitzt er im Bett, ein schmales graues Notizbuch auf den Knien, den Stift in der Hand. Träge schweben Staubpartikel in der Luft. Eine Fliege wirft sich wieder und wieder gegen das verschlossene Fenster. Joseph atmet den Geruch der Dachkammer tief ein. Er ist kribbelig und nervös, kann kaum glauben, dass er wirklich hier ist. Hier, in ebenjenem Bauernhaus, in das sich Tartuffe – *Tata*, ermahnt er sich – vor so vielen Jahren verkrochen hat.

Aber warum? Warum hat er sich ausgerechnet an diesen schönen, aber so einsamen Ort zurückgezogen?

Das ist ein ungelöstes Rätsel. Ein Geheimnis, das nur darauf wartet, gelüftet zu werden. Joseph blättert in seinem Notizbuch. Seine Recherche hatte nicht viel ergeben: In den Stapeln der Zeitschriften *Burlington* und *Connoisseur*, die er im Laufe der Jahre gesammelt hatte, fanden sich weder eine Kurzbiografie von Tartuffe noch Fotografien aus der Zeit nach 1890. Es existiert keine selbst verfasste Auto-

biografie. Kein Manifest. Keine künstlerische Stellungnahme. All die Aufzeichnungen zu seinem Werk weisen nur eines auf: eine große, unerklärliche Lücke. Und Joseph ist nun hier, um diese Leerstelle zu füllen.

Nachdem Tata Paris verlassen hatte, veränderte sich jedenfalls etwas in seiner Kunst. Waren seine frühen Gemälde noch von Menschen bevölkert gewesen, zeigten sie fortan lediglich leere Räume. Seinen jüngsten Werken haftet etwas Einsames an. Das liegt nicht allein daran, dass keine Menschen zu sehen sind, sondern vielmehr daran, dass ihre *Abwesenheit* sichtbar ist. Zu Tatas Motiven gehören ein zerwühltes Bett; feuchte Fußabdrücke auf einem sonnendurchglühten Gartenpfad; ein Haufen Kleider, achtlos auf den nackten Boden geworfen. Seine Bilder zeigen eine Welt, in der die Menschen den Schauplatz gerade eben erst verlassen haben: Jemand war hier und ist nun fort.

Aber warum sind sie alle verschwunden? Warum hat Tata die Menschen aus seinem Leben und seinem Werk verbannt?

Joseph kaut auf dem Ende seines Bleistifts.

Ein Name liegt ihm auf der Zunge. Der Name des Mannes, der eine Schlüsselrolle bei der Beantwortung all dieser Fragen spielen könnte: Cézanne, Tatas einstiger Lehrer, sein Mentor und Freund. In der Kunstwelt hielt sich hartnäckig das Gerücht, zwischen den beiden Malern sei es zu einer Fehde gekommen, zu einer unüberbrückbaren Kluft. Irgendetwas Skandalträchtiges musste vorgefallen sein. Doch Cézanne war inzwischen gestorben. Und trotzdem lebt Tartuffe immer noch in völliger Abgeschlossenheit, und das schon seit bald dreißig Jahren.

Wie viel Gewicht soll Joseph diesen Klatschgeschichten beimessen? Lässt sich nach all den Jahren überhaupt noch rekonstruieren, was damals geschehen ist? Er verlagert seine Position in dem unbequemen Bett und wendet sich wieder seinem Notizbuch zu.

Auch abseits der Staffelei ist Tartuffe nur schwer zu fassen. Das Haus verlässt er selten, Besucher empfängt er keine. Interviews lehnt er grundsätzlich ab, und bekanntlich hat er auch schon einmal auf der Straße das Notizbuch eines Reporters zerrissen. Man sagt, er habe sich mit jedem überworfen, außer mit seinem Weinhändler. Seine angebliche Fehde mit Céz...

Es klopft an der Tür. Joseph schleudert das Notizbuch unters Bett. Er hat nicht mitbekommen, dass jemand die Stiege hochgekommen ist. Er zieht das zerschlissene Laken bis zum Kinn hoch und ruft unsicher:
»Herein!«

Die Tür öffnet sich.

Ettie steht da im milchigen Sonnenlicht, einen Tonkrug in den Armen. Suchend sieht sie sich nach einem Platz dafür um, aber der Tisch ist mit Josephs Papieren übersät. Schließlich stellt sie den Krug neben einem alten Vogelkäfig auf den Boden.

»Sind Sie bereit?«, fragt sie, während sie sich wieder aufrichtet.

»Bereit wofür?«

»Bereit, gemalt zu werden.«

Tatas Atelier liegt zurückgesetzt hinter dem Haupthaus in einem umgebauten Viehstall. Man muss ein kurzes Stück durch hohes Gras stapfen. Durch die großen, offen stehenden Fenster strömt Licht herein. Die Wände sind weiß gekalkt, der Fußboden ist ein Flickenteppich aus farbbespritzten nackten Ziegelsteinen. Es ist hell hier drinnen, licht und luftig, eine willkommene Abwechslung zum gedrungenen, beengten Bauernhaus.

Tata ist schon da. Er hat eine Zigarre zwischen den Zähnen und kramt in einem Krug mit Pinseln. Ohne aufzusehen, brummt er eine Begrüßung.

Zahllose Gemälde lehnen an den Wänden: eine Ausstellung unvollendeter Werke. Joseph geht langsam zwischen ihnen umher. Auf manchen sind nur wenige Striche zu sehen, andere sind von Farbe erfüllt. Eine Studie von Zitronen in einer Porzellanschale. Eine Grapefruit, ein Teller mit Sardinen, eine halb verzehrte Nektarine. Die Farbe ist so dick aufgetragen, dass Joseph beinahe schmecken kann, wie saftig alles ist.

Auch einige ältere Bilder stehen hier: Szenen am Strand, eine Straßenszene in der Stadt sowie einige Gemälde in leuchtenden Farben von einer Reise, die Tata – wie Joseph weiß – einmal nach Marokko unternommen hat. Der Stil ist anders, fällt Joseph auf, formaler. Noch sind die Konturen klar. Er legt den Kopf schief, um eine auf die Seite gekippte Leinwand zu betrachten, darauf ein kleiner Junge, der einen Affen an seine Brust drückt.

All das versucht Joseph sich zu merken. Das kreative Durcheinander, die Farbexplosionen an den Wänden. Es ist, als befände er sich im Geist des großen Mannes. Er nimmt die Gerüche wahr: Leinöl, um Farben geschmeidig zu machen (kräftig, nussig), Terpentin zum Reinigen der Pinsel (scharf, säuerlich) und den trockenen Duft von Olivenbäumen unter sengender Sonne, der durch die Fenster hereinströmt. Joseph geht zu einem Tisch im hinteren Teil des Ateliers, auf dem verschiedene Teller stehen. Ein Servierteller mit einem Krebspanzer, eine Platte mit verschumpelten Trauben. Ein leeres Weinglas, eine faulige Pflaume, das feine Rückgrat eines Fisches, an dessen Gräten noch helle Fleischfetzen hängen. Und auch Etties Teller vom Vorabend steht dort, mit den Tomaten, die sie nicht mehr aufessen konnte.

»Halt!«, blafft es in seinem Rücken, gerade als Joseph die Hand ausstreckt. »Auf keinen Fall ... das Essen ... berühren!«

Tata taucht hinter ihm auf, packt ihn grob an der Schulter und zerrt ihn weg.

»Ich habe es dir gesagt! Ich habe dir gesagt, dass du nichts anfassen

sollst!« Sein Gesicht ist rot und er schnaubt wie ein Stier. Dann dreht er sich um und geht zielstrebig zurück zu seinen Pinseln. »Komm mit!«

Joseph reibt sich die schmerzende Schulter, dann folgt er Tata ans andere Ende des Ateliers, wo eine Leinwand auf einer Staffelei wartet. Davor steht ein dreibeiniger Hocker.

»Setz dich!«, bellt Tata.

Verlegen lässt Joseph sich nieder. Unter Tatas prüfenden Blicken versucht er, eine bequeme Haltung zu finden. Tata hat ihm einen Platz neben einem Fenster zugewiesen, einem Viereck aus Licht, das auf ein ausgedörrtes Feld geht. Der Himmel ist wolkenlos.

»Hier, zieh das über«, sagt Tata und wirft ihm ein weißes Stück Stoff zu. Joseph zieht sein Hemd aus und schlüpft in den übergroßen altmodischen Kittel mit einem klaffenden Kragen. Das Hemd legt er sorgfältig zusammen und verstaut es unter dem Hocker.

»Gut«, sagt Tata. »Gut.«

Er greift in die Hosentasche und holt eine Orange hervor. Einen Moment lang wiegt er sie in der Hand, dann legt er sie Joseph in die offene Handfläche. Er hebt Josephs Kinn an. Drückt eine seiner Schultern herunter. Während Joseph dieserart in Position gebracht wird, nimmt er aus den Augenwinkeln undeutlich eine Bewegung wahr. Dass es Ettie ist, die leise einige Teller wegräumt, spürt er mehr, als dass er es sieht.

Schließlich nimmt Tata ihm die Brille ab, und die Welt verschwimmt. Joseph fühlt sich verwundbar wie ein neugeborenes Tier. Er blinzelt ein paarmal, um sich an diese unschärfere Version des Ateliers zu gewöhnen.

Tatas Umriss entfernt sich. Er nickt, zufrieden mit seinem Arrangement, bindet sich eine Schürze um die Taille und tritt wieder zurück hinter seine große Leinwand. Nun sind Geräusche zu hören: ein Schlurfen, ein Pinsel, der durch Farbe gezogen wird, dann ein Rauspern.

»Heute male ich die Konturen, also ist es wichtig, dass du in deiner Position bleibst«, sagt Tata. »Beweg dich nicht, bevor ich dich dazu auffordere. Lass mich nicht sehen, dass du atmest.«

Der raue weiße Kittelstoff juckt auf Josephs Haut. Schon steigt die Temperatur, und am ganzen Körper bilden sich Schweißperlen. Gern würde er die Feuchtigkeit über seiner Oberlippe wegwischen, wagt aber nicht, auch nur einen Muskel zu rühren. Er versucht sich diese Pose einzuprägen, will seinen Körper dazu bringen, sich ganz genau zu merken, wie Tata ihn haben möchte.

Die Zeit vergeht sehr langsam.

Ob Ettie noch hier ist? Sieht sie ihnen zu? Joseph würde sich gern umdrehen und nach ihr Ausschau halten, aber er muss unbeweglich bleiben, wie ein Stein. Er bemüht sich, nicht zu oft zu blinzeln.

Tata schlurft vor und zurück, während er seinen Umriss auf die Leinwand bringt. Joseph stellt sich vor, wie er hier eine Schulter markiert, dort eine Hand. Währenddessen brummelt Tata vor sich hin, steht auf Armeslänge von der Leinwand entfernt und macht mit einem langstieligen Pinsel forsche, ausladende Striche. Gelegentlich kommt er hinter der Leinwand hervor, um Josephs Körper neu auszurichten, den Winkel seines Kiefers zu verschieben oder seine Blickrichtung zu verändern.

Joseph saugt all das in sich auf. Er will keine Sekunde vergessen. Er lechzt danach, die Vorderseite der Leinwand zu sehen, zu gern würde er beobachten, wie das Gemälde entsteht. Nach dem Tod seiner Mutter hatte die Kunst ihn gerettet. Ein Bild zu betrachten war das Einzige, das seinen Verstand länger als eine Minute zu beschäftigen vermochte und die dunklen Wolken, die sich am Rande seiner Gedanken zusammenballten, auf Abstand hielt.

Die wichtigste Lektion, die ihm seine Mutter beigebracht hatte, war, sich nicht damit zu quälen, Kunst *verstehen* zu wollen. »Lass sie einfach auf dich wirken«, pflegte sie zu sagen. »Frag nicht nach ihrer

Bedeutung. Schau einfach nur, und dann nimm dir davon das, was du brauchst.«

Sie war es gewesen, die ihn an Tartuffes Werk herangeführt hatte.

»Dieser Mann macht etwas ganz anderes«, hatte sie gesagt, als sie nebeneinander in der National Gallery standen, »dieser Mann ist imstande, das Licht zu malen, weil er die Dunkelheit kennt.« Seine Bilder seien ungebunden, experimentell, weil er wisse, dass das Leben niemals seine Form behalte. Tartuffes Bilder erzählten die Wahrheit über die Welt in all ihrer erschütternden, aufwühlenden Komplexität. »Welches Gefühl löst es in dir aus?«, wollte seine Mutter stets von ihm wissen, wenn sie gemeinsam vor einem Bild standen. Nicht: »Was denkst du, was es bedeutet?« Sondern: *Welches Gefühl löst es in dir aus?*

Nach ihrem Tod hatte Joseph die Wallfahrten ins Museum allein weiterverfolgt. Er wählte aufs Geratewohl ein Gemälde aus und begann es zu betrachten. Er nahm seine Brille ab, damit alles verschwamm und er sich in den Farben und Formen verlieren konnte. Das bange, unregelmäßige Schlagen seines Herzens beruhigte sich. Mit der Zeit kam dabei auch sein Geist zur Ruhe.

Während dieser einsamen Besuche wanderten seine Gedanken immer wieder zu dem Schöpfer dieser Gemälde, die seine Mutter so geliebt hatte. Wer war dieser Mann, der so genau wusste, wie kompliziert die Welt war? Vielleicht, dachte Joseph, würde er einen Weg zurück zu seiner Mutter finden, wenn er nur Tartuffe fand. Zurück zu den glücklichen Tagen, als sie Hand in Hand vor den Gemälden gestanden hatten. Zurück in eine Zeit, in der sowohl Tatas Leinwände als auch Josephs Leben von Licht erfüllt waren.

Zurück in eine Zeit, als alles noch anders war ...

Plötzlich steigt Joseph Zitrusgeruch in die Nase. Er hat die Orange so fest gedrückt, dass sich seine Nägel in die Schale gebohrt haben. Er versucht sich zu fangen. Atmet so langsam wie möglich. Er hat den ganzen Morgen noch nichts gegessen und sein Magen knurrt, aber

Tata nimmt keine Notiz von ihm. Für ihn ist Joseph nur eine Form. Eine lebende Ansammlung von Linien, die sich eines Tages in das Bildnis eines jungen Mannes verwandeln werden. Joseph achtet darauf, dass sich seine Nasenflügel beim Atmen nicht weiten, und hält seine Hände ganz entspannt, genau so, wie Tata sie haben will, lässt seine Lippen weich werden. Er versinkt in sich selbst, spürt, wie Joseph Adelaide sich auflöst. Er möchte verschwinden, ein anderer werden. Er wird zulassen, dass Tata ihn in jemand Neues verwandelt.

Ja, er wird der *Junge Mann mit Orange* werden. Und wenn er Glück hat, wird er vielleicht auch der junge Mann sein, der Tartuffe entschlüsselt, der ein Stück des Giganten zurückholt, um es der Welt darzubieten.

Lass mich ein, denkt Joseph, lass mich einfach ein und verrate mir deine Geheimnisse.

ETTIE

Ettie stöbert in den Papieren auf Josephs Tisch. Viel besitzt er nicht, doch das Wenige hat er sorgfältig geordnet: Umschläge auf einem Stapel, leere Blätter auf einem anderen, Korrespondenz auf einem dritten. Seine Bleistifte liegen an der Tischkante aufgereiht. Dann sind da noch zwei Notizbücher, ein Radiergummi und ein Messer zum Anspitzen. Inmitten dieses Arrangements steht eine klobige, kleine Schreibmaschine. Ettie lässt ihre Fingerspitzen über die Tasten gleiten und spürt die Vertiefungen, in die Josephs Finger passen. *Er hatte nur einen Rucksack dabei, denkt sie, und das alles war da drin.*

Das Blatt, das in der Schreibmaschine steckt, ist leer. Noch hat er nichts geschrieben.

Stets darauf bedacht, ja nicht die sorgsam ausgerichteten Stapel durcheinanderzubringen, sichtet sie die Korrespondenz. Da liegen ein offiziell wirkendes Telegramm von einem Mann namens Harry und ein Brief, dessen Handschrift so wild und unregelmäßig ist, dass sie kaum entziffern kann. Es sieht aus wie das Gekritzeln eines Verrückten.

Und auch ein Buch liegt auf dem Tisch. Homers *Odysee*.

Ettie dreht den Kopf, lauscht angespannt auf Geräusche im Haus. Aber Tata und Joseph sind noch im Atelier. Sie ist allein. Sie nimmt ein weiches graues Notizbuch zur Hand und blättert darin. Josephs Handschrift wirkt verkrampft; die Seiten sind übersät mit Pfeilen und Ausstreichungen, als würde er beständig an sich zweifeln. *Nicht dieses Wort, scheinen die Striche zu sagen. Nein, besser jenes ... warte ... doch lieber dieses.*

Links von der Schreibmaschine liegt ein Blatt mit einer rasch hingeworfenen Notiz. *Mit Ettie sprechen?*, steht darauf. *Ihr Fragen stellen.*

Sie fährt mit der Fingerspitze über Josephs Schrift, die dunkel und stachelig ist wie eine Brombeerranke. Es gefällt ihr, wie er ihren Namen geschrieben, ihn in deutlichen schwarzen Linien dem Blatt anvertraut hat. Kurz lässt sie ihre Finger darauf verweilen, dann rückt sie das Blatt schnell zurecht. Sie darf nicht herumtrödeln. Sie lässt ihren Blick noch einmal über den Tisch schweifen, um sicherzugehen, dass alles wieder so ist, wie sie es vorgefunden hat. Dann schlüpft sie aus der Kammer und zieht die Tür geräuschlos hinter sich zu.

JOSEPH

Die Tage vergehen gleichförmig. Die Vormittage verbringen sie im sonnendurchfluteten Atelier. Joseph sitzt auf dem Holzhocker, während Tata ihn mit seinen ungleichen Augen begutachtet. Undeutlich nimmt Joseph wahr, dass Ettie sich stets wie ein stiller Schatten im Hintergrund bewegt: Sie putzt, räumt auf, vergewissert sich, dass Tata alles hat, was er braucht, bevor er überhaupt weiß, dass er es braucht. Sie legt seine Pinsel zurecht. Sie fegt den Staub fort, der unter der Tür hindurch ins Atelier kriecht. Eingehend betrachtet sie seine Notizen, seine Skizzen, seine vorbereitenden Studien und lässt alles Überflüssige verschwinden, bereitet jeden Tag das Atelier vor, damit der Meister arbeiten kann.

Joseph gewöhnt sich allmählich daran, vollkommen still zu sitzen. Der Gedanke daran, wie sein Vater darüber spotten würde, bringt ihn auf. Bummelerei, würde er es nennen. Faulenzen, Trödeln, Herumdümpeln. Aber das hier ist körperliche Arbeit!, möchte Joseph ihm in diesen Auseinandersetzungen, die nur in seiner Einbildung existieren, erwidern. Qualvolle körperliche Arbeit. Er muss sich darin üben, seinen Blick auf einen fernen Punkt zu richten, seinen Geist von den Muskeln zu lösen und den schleichenden Schmerz in seinen Gliedmaßen zu ignorieren. Die Sonne, die ihm auf den Nacken brennt. Den Schweiß, der über seinen Körper rinnt.

Jeden Tag um die Mittagszeit wirft Tata seinen Pinsel zu Boden und erklärt seine Arbeit für getan. Er werde Joseph ausschließlich am Vormittag malen, hat er ihm erklärt, weil da das Licht am besten sei.

Ettie taucht auf wie ein herbeigerufener Geist, um Tatas Schürze, seine schmutzigen Pinsel und die farbbefleckten Lumpen einzusammeln. Sie neigt den Kopf, um die Palette zu inspizieren. Sie zählt die Farben, prüft, was benutzt wurde und was nicht, wirft dabei immer wieder einen schnellen Blick zur Leinwand. Dann dreht sie sich um und verschwindet durch die Ateliertür.

Den Rest des Tages ist Joseph sich selbst überlassen, es steht ihm frei, durch die gelben Felder zu wandern, sich verlegen im Haus herumzudrücken oder sich am Schreiben zu versuchen. Denn so, wie Tata ein Porträt von Joseph malt, will Joseph eines von Tata erschaffen. Er will diesem verschlossenen Mann etwas zur Essenz seines Schaffens entlocken, irgendeine alchemistische Formel, die er der Welt präsentieren kann: *Seht her, ich habe den Einsiedler enträtselt. Ich habe die Gleichung zu seinem Genie gefunden und werde sie euch nun erklären.*

Einen derart starken inneren Drang hat Joseph schon lange nicht mehr verspürt. In den letzten Jahren sind seine Sinne abgestumpft, sind dumpf geworden durch Tod und Verzweiflung. Aber hier, in diesem abgeschiedenen, baufälligen Bauernhaus, wird etwas in ihm lebendig.

Um Briefe zu verschicken oder zu erhalten, muss Joseph zum Tabakladen im Dorf gehen, der zugleich Poststelle, Gemischtwarenladen und Quelle allen hiesigen Klatsches ist. Salomé, die Frau mit dem runzligen Gesicht hinter dem Tresen, hat immer ein Lächeln für Joseph übrig, ein zahnloses Grinsen, das ihr Gesicht teilt, als wäre es ein fauliger Apfel. Der Laden ist nüchtern und derb, wie der Tabak, den Salomé kaut und dann auf den Boden vor ihre Füße spuckt. Sie stamme von Mauritius, erzählt sie ihm, eine Insel im Indischen Ozean, die die Form einer Träne habe.

Eines Nachmittags reicht sie ihm einen dicken cremefarbenen Um-

schlag über den Tresen. In schwungvoller Schrift steht in türkisfarbener Tinte sein Name darauf geschrieben. Das kann nur eines bedeuten: Er ist von Harry. Er reißt ihn mit dem Daumen auf und beginnt zu lesen, während er auf dem einsamen Eselpfad zurück zum Haus geht.

Nun bist du also die Muse des alten Mannes! Mit diesen Worten beginnt der Brief. Joseph kann förmlich hören, wie Harry dabei mit rotem Gesicht schnauft, dröhnend lacht und sich auf die in einer Nadelstreifenhose steckenden Schenkel klopft. Er schließt die Augen, dankbar dafür, auf diesem menschenleeren Pfad ungestört zu sein. Dann liest er weiter:

Joseph Adelaide, du gerissener Hund. Junger Mann mit Orange – so was aber auch! Ich hätte es niemals für möglich gehalten, dass du Tartuffe zum Reden bringst, aber sieh mal einer an! Das wird ein exzellenter Artikel. Viel besser als ein Interview, wenn du mich fragst. Für die Ausgabe im nächsten Monat hätte ich gern einen Beitrag über die Arbeitsweise des Meisters aus der Perspektive eines Eingeweihten. Halt alles fest. Ich will wissen, was der alte Knacker zum Frühstück isst und wie er seine Zähne putzt. Hat er in jedem Winkel des Hauses Meisterwerke gebunkert? Was hat er als Nächstes vor? Und was hält er vom neuesten Coup der Dadaisten? Piesacke ihn mit Fragen und lass nichts unversucht!

Die Überschrift sollte lauten: »Betrachtungen einer Muse« oder: »Das Modell spricht«!

Mach weiter so und schick mir was bis zum Monatsende. Ich halte eine ganze Spalte dafür frei, also sieh zu, dass du genug zusammenbringst.

In ungeduldiger Erwartung,

Harry

PS: Und pass auf, dass der alte Halunke die Pfoten von dir lässt!

Zikaden schwirren umher, und die Sonne brennt auf Josephs Kopf. Es ist eine Erleichterung, sich für einen Moment ins Englische fallen lassen zu können. Seit er so viel Französisch spricht, ist er sich selbst ein wenig fremd geworden. Diese Rückkehr in seine Muttersprache fühlt sich daher an wie ein Sprung in einen kühlen Teich. Eine kleine Atempause von der Sprache seiner verstorbenen Mutter.

Joseph kann sich genau vorstellen, wie Harry es sich in seinem Klub bequem gemacht hat: Plüschsessel, Kronleuchter, ausgestopfte Fasane. Das leise Gemurmel anderer Gentlemen mit weißen Schnurrbärten und runden Bäuchen. Darüber funkelnde Uhrketten und bis zum Äußersten gespannte Westen. Harry dürfte sich in seinen Lieblingssessel gequetscht haben, seine zurückgelehnte Gestalt so selbstverständlich Teil des Mobiliars wie die persischen Läufer und die Dekanter aus Kristallglas. Ein Bündel Korrespondenz liegt auf seinem Schoß, und sein türkisfarbener Tintenschreiber fliegt hin und her, während er Artikel, Besprechungen, Briefe und Schecks abzeichnet.

Eine Zikade verirrt sich in Josephs offen stehendes Hemd, und er hat das Gefühl, Tausende Kilometer weit weg zu sein.

Josephs Antwort an Harry fällt knapp aus: Er danke für das Lob und werde gewiss etwas schicken. Aber, so betont er, der Artikel werde nur Tartuffe gewidmet sein. Es soll eine Studie über den Meister werden, nicht über dessen Modell – und ganz gewiss nicht – Joseph ist empört – über seine »Muse«. Seinen Beitrag solle man vielleicht besser mit *Depesche aus dem Atelier* betiteln. Eine neutrale Überschrift wählen.

Schließlich sei nicht er das Genie, sondern Tata.

Nach einer weiteren vormittäglichen Sitzung schlendert Joseph zu Tatas Leinwand, während er sich den Kittel über den Kopf zieht. Die Konturen des Gemäldes nehmen Gestalt an. Er sieht, dass die Run-

dung seines Mundes lebendig wird, ebenso die Falten auf der Stirn. Auf seiner Handfläche, wo die Orange liegen wird, prangt noch ein weißer Fleck.

»Fangen Sie immer von innen heraus an?«, fragt er.

Tata antwortet nicht.

»Fangen Sie in der Mitte der Leinwand an zu malen und arbeiten sich dann nach außen vor?«

Tata stöbert in seinem Farbkasten, emsig wie ein Fuchs, der einen Mülleimer inspiziert. Er schleudert eine zugeschraubte Tube weißer Farbe auf den Tisch.

»Womit beginnen Sie lieber: mit dem Licht oder mit dem Schatten?«, versucht Joseph es weiter.

Nichts.

»Konturieren Sie immer in derselben Farbe? Sie haben hier Blau verwendet, wie ich sehe, und ...«

»Warum stellst du mir all diese Fragen?«, fährt Tata ihn an.

»Ich ... ich glaube, dass es nützlich sein könnte für meinen Artikel«, erklärt Joseph verlegen. »Ich muss ja schließlich etwas schreiben.«

»Zur Hölle mit deinem Artikel!«, blafft Tata. »Kein Wort mehr darüber in meinem Atelier! Das hier ist mein Reich, verstanden? Hier drinnen gibt es nur einen Künstler, und das bin ich!« Er keucht, sein Gesicht ist rot angelaufen von der Wucht dieses Gefühlsausbruchs. Er deutet auf die Leinwand, auf die Linien, die Josephs Gesicht bilden. »Du bist der *Junge Mann mit Orange*, und damit hat sich das! Verstanden?«

Joseph ist wie benommen. Es kribbelt in seinen Gliedern, als würde Strom hindurchfließen.

»Ja, Tata.« Er nickt. »Ja, das habe ich verstanden.«

Zurück in der Sicherheit seiner Dachkammer blättert Joseph durch sein Notizbuch. Auf einer leeren Seite notiert er hastig, was er vom Vormittag noch in Erinnerung hat:

Tata sieht nicht nur Farben, er nimmt auch die Temperatur wahr.

Er bevorzugt einen Pinsel mit langem Stiel, steife Borsten und einen abgenutzten Griff.

Zuerst entstehen die Umrisse, dann Farbblöcke.

Es riecht penetrant nach Terpentin.

Tata hört auf zu malen, sobald die Sonne ihren höchsten Stand überschritten hat und ihr Licht nicht mehr durch das offene Fenster hereinflutet. Der Tageslauf ist sein Gott Meister Wegweiser. Er ist ganz auf das Licht eingestellt und sich des Lichts ständig bewusst.

Sonne als Licht/Farbe/Hitze???

Auf dem Boden sind die Positionen von Staffelei und Hocker mit Kreide markiert. Sie dürfen niemals verschoben werden.

Er hat gesagt, er zieht mir das Fell über die Ohren, wenn ich niese.

Was soll er mit diesen bruchstückhaften Beobachtungen anfangen? Was aus den hitzigen Zusammenstößen herauslesen? Eine Woche ist er nun schon hier, aber der Gegenstand seines Interesses weigert sich, den Mund aufzumachen. Er *muss* einen Zugang zu ihm finden! Niemand sonst durfte Tata jemals so nahekommen. Ihm hingegen wurde, aus welchen Gründen auch immer, Zutritt zur Welt dieses bedeutenden Mannes gewährt. Er hat nur diese eine Chance, das Geheimnis des unberechenbaren, schwer fassbaren Genies zu entschlüsseln.

Aber wie soll Joseph über jemanden schreiben, der ihn auf Schritt und Tritt abblitzen lässt? Joseph kreist wie ein Falke über einer unsichtbaren Beute, die sich immer wieder entzieht. Noch hat er nicht den geringsten Schimmer, was er in seinem Artikel festhalten könnte – und so zieht er vorläufig weiter seine Kreise.